

Evangelisch-Lutherisches

Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Knaum & Co's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 686—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelber sind zu adressiren: Rev. Th. Jäfel, Milwaukee, Wis.

20. Jahrg. No. 1.

Milwaukee, Wis., den 1. September 1884.

Lanf. No. 489.

Inhalt. — Ueber ein Kleines. — Vorwort. — Die Getrennten. — Die Kassenverwalter der Wisconsin-Synode. — Von der Pflicht des Wachstums in christlicher Erkenntnis. — Wo soll ich mein Kind zur Schule schicken? — Ein merkwürdiges Blatt deutscher Kirchengeschichte des XIX. Jahrhunderts. — Kürzere Nachrichten. — Bisthumstisch. — Ordination und Einführung. — Einführung. — Missionsfest. — Allgemeine Pastoral-Conferenz. — Conferenz-Anzeigen. — Drittungen. —

Ueber ein Kleines.

Joh. 16, 16.

„Ueber ein Kleines, so seht ihr mich nicht; Schauet noch einmal dem Freund ins Gesicht. Schon ist mein Leib mir gesalbt für das Grab, Ueber ein Kleines, so steig ich hinab.“ —

„Ueber ein Kleines, so seht ihr mich neu, Leer ist die Gruft und der Jammer vorbei; Hüllt auch die Sonne sich trauernd in Flor: Ueber ein Kleines tritt hell sie hervor.“ —

* * *

„Ueber ein Kleines“ — o mahnendes Wort, Wunderbar tönst du im Ohre mir fort, Dämpfst die Freude und linderst den Schmerz. „Ueber ein Kleines“ — bedenk es, mein Herz!

Ueber ein Kleines, du fröhliches Kind, Welken die Wangen und wechselt der Wind, Blüte der Jugend und Rosen im Mai, Ueber ein Kleines ist alles vorbei.

Ueber ein Kleines, o Seele voll Gram, Schwindet dein Kummer und geht, wie er kam; Fließen auf Erden der Thränen auch viel: Ueber ein Kleines hat alles sein Ziel.

Ueber ein Kleines, o zürnender Freund, Scheidet der Tod, die noch heute vereint; Gib mir die Hand, eh der Abend vergeht, Ueber ein Kleines, so ist es zu spät.

Ueber ein Kleines, o lässiger Knecht, Sinket die Sonne, drum nütze sie recht; Wirke am Tage, noch viel ist zu thun, Ueber ein Kleines, so werden wir ruhn.

Ueber ein Kleines, und alles wird Staub; Sterne, sie fallen wie welkendes Laub; Ewigkeit naht, es verrinnet die Zeit, Ueber ein Kleines — drum sei du bereit!

G e r o k.

Vorwort.

So wäre denn wieder einmal ein Jahrgang unseres Gemeindeblattes zu Ende und ein neuer einzuführen. Für die 24, welche die Zahl der Nummern des vorigen Jahrgangs angab, muß der Setzer wieder eine schlichte, einfache 1 einsetzen, und dann geht es wieder mit Bedacht vorwärts der 24 zu. Aber für die 19 ganz links auf der vorigen Nummer muß es auf dieser jetzt 20 heißen, und die laufende Nummer rechts wird auch nicht zurückgestellt. So geht es bei uns Menschenkindern auch. Da wird jedes Jahr wiederum von vorne angefangen mit dem ersten Januar und jeder Monat im Kalender fängt wieder mit einer einfachen 1 an; aber in unserer Lebenszeit können wir nicht zurückgehen; die Zahl unserer Jahre schreitet unaufhaltsam vorwärts, bis der Tod seine Hand uns aufs Herz legt, daß es stille steht, wie eine Uhr, der man das Pendel aufhakt, und mit den Zahlen, die etwa am Grab oder am nächsten Sonntag von der Kanzel verlesen werden und die Lebenszeit nach Jahren, Monaten und Tagen angeben, hat es denn zunächst sein Bemeiden. Wohl dem, der sich dann freuen darf, daß bei ihm das Wechseln der Zahlen und Zeiten vorüber ist.

Wie aber Gott, in dessen Hand unsere Tage und Jahre sind, uns Tage und Jahre auf Erden erleben läßt, damit wir sie zu seiner Ehre und des Nächsten Heil zubringen, und wie er überhaupt dies Weltgebäude von Jahr zu Jahr bestehen läßt um seiner Kinder willen, und daß sein Haus voll werde, so soll auch unser Gemeindeblatt, wenn ihm Gott ein neues Jahr beschert, in demselben Ihm und Seinem Reiche dienen, sei es auch nur als ein geringer Mitarbeiter derer, die mündlich arbeiten in den Gemeinden am Wort und an der Lehre. Dessen sind auch wir uns bewußt, und da haben wir uns vorgenommen, dem Namen des „Gemeindeblattes“ in dem nun angehenden Jahre in besonderer Weise Rechnung zu tragen und zunächst in den eigentlichen Lehrartikeln, denen wir die erste Stelle im Blatt einzuräumen pflegen, Gegenstände zu behandeln, die besonders dem Gemeindegliedern

angehören und für dasselbe von praktischer Wichtigkeit sind. Solche Gegenstände wären: Die Gemeindeordnung, das Pfarramt, der Kirchenbesuch, die Gemeindegemeinschaft, der Kirchen- und Schulvorstand, die Gemeindeversammlungen, die Liebesthätigkeit besonders an Armen und Kranken, die Kirchenzucht, die Gemeindegemeinschaft, die Synodalgemeinschaft, Frauen-, Jungfrauen- und Jünglingsvereine, u. s. w. Bei dieser Ankündigung heben wir hervor, daß besonders in Betreff solcher Gegenstände uns herzlich willkommen wäre, was an praktischen Winken und ausführbaren Wünschen aus dem Kreise der Leser des Blattes an uns gelangen würde.

Während wir aber so unsererseits bestrebt sind, das Blatt mehr und mehr ein Gemeindeblatt sein zu lassen, halten wir es für billig und heilsam, daß auch unsere lieben Gemeinden an ihrem Theil mehr und mehr das Blatt als Gemeindeblatt behandeln, daß die Zahl der Leser eine weitaus größere würde, daß es bald wenige Gemeindeglieder geben möchte, die thun, als wenn das Gemeindeblatt sie nichts angehe. Wir haben im fernen Deutschland Leser, die das Blatt „mit großem Interesse lesen“, und hier in unserem eigenen Kreis, für den es zunächst geschrieben und gedruckt wird, sind noch so viele, die ihm ihre Thüre verschlossen halten. Durch die Fenster eindringen mögen wir aber nicht; das ist der Weg, den die Diebe suchen. So klopft denn das „Gemeindeblatt“ aufs neue bescheidenlich an, und wenn du, freundlicher Leser, einen Freund oder Bekannten im Kreise deiner Gemeinde hast, der es noch nicht hält, und du willst beiden einen Liebesdienst erweisen, so gehe du mit und rede auch ein Wort dazu; das wäre noch feins von deinen geringsten guten Werken. G.

Wer die christliche Kirche und das Evangelium lieb hat, und gern ihre Wohlfahrt sähe, der denke, er müsse auch dazu helfen, daß sie erhalten werde.

L u t h e r.

Die Getrennten.

[Schluß.]

Als Mary Ann am andern Morgen in das Zimmer ihres Vaters wollte, hörte sie von den Diensthöten, der Herr habe das Haus schon frühe verlassen, um einen weiten Spaziergang zu machen.

Nun trat die junge Dame in den Garten. Aber sie blickte über die Beete und Sträucher hin, ohne zu sehen, denn in ihrem Kopfe kreisten sorgenvolle Gedanken. Wie sollte sie es anfangen, um zu ergründen, ob der Vater wirkliche Dinge erzählt hatte, oder scharfsinnige Erfindungen eines Geisteskranken?

In der Nähe des untern Hauses kam der Gärtner an sie heran.

„Nun, Geim?“ fragte sie gleichgültig und ohne das leiseste Interesse für alles, was er ihr zu sagen haben konnte.

„O, nichts besonderes, Fräulein,“ sagte der Mann. „Nur die da,“ er zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach dem Oberstock des Hauses, „wird sich, glaub ich, bald davon machen. Sie ist krank.“

„Krank? so kann man jetzt zu ihr gehen? sie muß ja doch Hilfe haben.“

Der Gärtner zuckte die Achseln. „Meine Frau hat sie über den Gang nach ihrer Thüre schleichen sehen und sagt, sie sehe schrecklich aus und könne kaum noch aus der Stelle.“

Mary Ann war möglicherweise froh, daß sich etwas zu thun für sie fand, was sie für eine Weile von den wenig ergiebigen Ueberlegungen, von denen sie erfüllt gewesen, ablenken mußte. Sie sagte kein Wort weiter, sondern begab sich sofort in das untere Haus. Der Gärtner sah ihr kopfschüttelnd nach.

Das Haus war innen reinlich gehalten, aber traurig, ja unheimlich in seiner Kahlheit und Leere. Unten bemerkte man wohl einige wohnliche Spuren vom Haushalt der Gärtnersleute, in den oberen Stockwerken aber, die weißgeschuerten Treppen hinauf, denen man es ansah, daß selten ein Fuß sie betrat, auf den langen Gängen, zwischen den vielen Thüren, hinter denen es so still war, da fielen Mary Ann die Zellengefängnisse ihrer Heimat ein.

Die junge Dame ging ein paarmal leise, um ihre Gegenwart nicht vorzeitig zu verrathen, auf dem langen Gange hin und her. Nicht das mindeste zeigte an, daß eine von den vielen verschlossenen Thüren zu einem bewohnten Gelass führe. Endlich blieb sie stehen, vergegenwärtigte sich die Lage der sie umgebenden Zimmer nach der Richtung ihrer Fenster auf den Garten, und trat dann, von dieser Berechnung geleitet, an eine Thüre, die zu der Eckstube gehörte.

Sie glaubte nicht indiscret zu sein, wenn sie eine Weile lauschte, ob sich drinnen eine Lebensregung vernehmen ließ. Lange blieb alles still. Endlich ein Laut und zwar ein müdes Stöhnen. Mary Ann drückte auf die Klinke, und zu ihrer eigenen Verwunderung, die sogar zum leisen Erschrecken wurde, gab die Thüre nach; sie konnte eintreten.

Sie hatte vor sich ein großes Zimmer, vor dessen eingeflossener schlechter Luft und ärmlicher und nicht gerade reinlicher Ausstattung sie anfangs unwillkürlich wieder zurückfuhr. Eine armselige Stube der Einrichtung nach; Möbel von der geringsten, größten Art. Ein plumper Tisch, ein paar mit zerrißnenem Druckzeug überzogene eingeseffene Stühle; auf dem Tisch und auf dem Fußboden neben dem

Ofen gebrauchtes irdenes Geschirr, davon kein einziges Stück heil, das meiste armselige Scherben waren. In der Ecke ein sehr hohes Bett, davor ein Sessel, unter dessen Sitz die Füße des Bezugs und der ehemaligen Polsterung herausgingen.

In dem Sessel saß oder lag vielmehr die Bewohnerin der Stube: für Mary Ann ein erschütternder Anblick. Sie mochte einen heftigen Anfall asthmatischer oder anderer Art hinter sich haben: jetzt hing sie in dem Stuhle wie im Halbschlummer. Der Kopf war ihr auf die Brust gesunken, auf der das große, spitze Kinn ruhte; die Unterlippe hatte sich vorgeschoben und gab dem Angesicht einen abschreckend unschönen Ausdruck. Die eine Hand hing schlaff über die Armlehne des Stuhles herab, und die Augen des Mädchens blieben mit unwillkürlichen, gedankenlosem Schauer an ihrer Ungestalt haften, an den dunkelbraunen, knolligen und gichtisch verkrümmten Fingern. Da wurde die Hand, ohne daß die Stellung der steifen Finger sich geändert hätte, in die Höhe gezogen; die alte Frau schien aus ihrem halben Schlaf zu sich zu kommen. Sie richtete sich auf, zog die Unterlippe ein und blickte mit wiederkehrendem Bewußtsein um sich. Ein Luftzug von der offenen Thüre mochte ihr fühlbar werden; sie drehte den Kopf und sah, daß sie nicht allein war.

„Gehen Sie hinaus!“ rief sie heftig. Dann zu sich selber murmelnd: „Da hab' ich richtig vergessen, abzuschließen, wie das Unheil mich ankam. Nun, es thut nichts. Sie müssen doch hinein können, wenn ich nächstens einmal in einem Anfall bleibe; sonst käme ich ja erst wer weiß wann in den Sarg und in die Ruhe. — Was stehen Sie noch da?“ fuhr sie jetzt Mary an. „Machen Sie die Thüre zu. Ich bin noch nicht todt; hier hat noch niemand was zu suchen. Warte.“

Damit stand sie mühsam auf und kam nach der Thüre zugeschürzt in der offenbaren Absicht, den unwillkommenen Besuch aus der Thüre zu drängen und hinter ihm zuzuschließen. Sollte Mary Ann sich so leicht aus dem Felde schlagen lassen? Etwas von ihrer gewöhnlichen Entschlossenheit kam ihr zu Hilfe; sie trat vollends ein und drückte die Thüre hinter sich zu. „Bitte, Sie müssen mir erlauben, ein paar Minuten hier zu bleiben,“ sagte sie freundlich bestimmt. „Nur so lange, bis Sie mir gesagt haben werden, ob ich Ihnen, da Sie jetzt leidend sind, in keiner Weise behilflich sein kann. Ich wohne hier in der Nähe .. es würde mir gar keine Mühe machen, Ihnen mancherlei zu besorgen. Und Sie müssen mir wirklich erlauben, von Zeit zu Zeit nach Ihnen zu sehen. Ich will immer gleich wieder gehen, nur fragen, ob ich Ihnen irgend eine Erleichterung verschaffen kann.“

Die Einsiedlerin — sie war eine große, hagere Person und so zu sagen in Lumpen gehüllt — hatte mit abwesendem, ja blödem Ausdruck in das Antlitz der Sprechenden gestarrt. Sie schien kaum zu hören, was Mary Ann sagte. Als sie aber jetzt sprach, war sie völlig bei der Sache. „Was geht euch denn mein Zustand an? Ihr seid die Fremden drüben aus dem Hause, nicht wahr? Ja, und ihr kommt aus dem versuchten Lande, wo sie meinen, mit Geld wäre alles zu machen. Da irrt ihr euch aber. Ich brauche euer Geld nicht. Und ich kann allein sterben. Geht aus meiner Stube fort; ihr habt hier kein Recht. Wenn ihr es noch nicht wißt, dann guckt in den Kaufkontrakt. Sobald ich todt bin, könnt ihr kommen und mit amerikanischem Sün-

delgeld auch hier bauen und niederreißen, mir kanns gleich sein. So lange ich aber lebe, bleibt mir aus meinen vier Wänden.“

Sie hatte das alles mehr mürrisch als heftig gesprochen und nachgerade dem jungen Mädchen den Rücken gefehrt. Sie setzte sich wieder in den Stuhl vor dem Bett, drehte ihn aber etwas herum, um sich vollends vor dem Anblick der Fremden zu vermahren. Hier überfiel sie ein Husten, dessen Heftigkeit sie mit Erstüfung zu bedrohen schien und Mary Ann in die größte Bestürzung versetzte. Die in dem Krampfe wild rollenden Augen der alten Frau schienen im Zimmer etwas zu suchen; Mary Ann blickte angstvoll umher und bemerkte auf dem Fensterbrett eine Flasche, die nach der Apotheke aussah, und daneben einen alten Zinnlöffel. Sie ergriff beides und kam damit herbei. Sie hatte es richtig getroffen; die Alte ließ sich willig etwas von der Flüssigkeit einflößen und schien Erleichterung darnach zu empfinden.

Als sie — nach langer Zeit — wieder zu Athem gekommen war, sah sie ihre Helferin an und fragte: „Wie heißen Sie?“ Mary Ann nannte ihren englisch klingenden Namen. Die alte Frau bewegte leise den Kopf. „Diesmal war es ganz gut, daß Sie da waren,“ sagte sie dann. „Und Sie sollen auch bedankt sein für Ihre Hilfe,“ — sie fuhr leise mit dem Rücken ihres verkrümmten Zeigefingers über die Rechte des jungen Mädchens. „Nun, der Brustkrampf wird ja wohl bald ein Ende mit mir machen, dann bin ich Ihnen hier nicht mehr im Wege. Es ist auch Zeit, daß ich fortkomme, denn das war so bei mir von Kind auf; ich bin all mein Lebtag jemand im Wege gewesen. Na, der liebe Gott wird ja dort oben irgendwo ein Plätzchen für mich übrig haben.“

„Kann ich Ihnen denn nicht mit irgend etwas Erleichterung verschaffen?“ fragte Mary Ann nach einer kurzen Pause mit Thränen in der Stimme, die sie gewaltsam hinunter zu schlucken suchte. Sie weinte nicht leicht, aber sie war heut empfänglicher als sonst wohl, und der Anblick und die Art der armseligen, mürrischen alten Frau kamen ihr unfäglich traurig vor.

Die Alte schüttelte mit dem Kopf. „Thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie jetzt,“ sagte sie. „Ich bin es gar nicht mehr gewohnt, mit jemand zu sprechen; seit so viel Jahren nicht. Und Ihnen muß es ja auch schrecklich vorkommen in diesem schmutzigen Loch. Ja, sonst hielt ich die Stube in Ordnung, aber jetzt .. ich bleibe immer dabei liegen. Ja, Sie können lieber einmal wiederkommen,“ nickte sie auf die nur halb ausgesprochene Frage ihrer Besucherin, offenbar um dieselbe los zu werden.

„Und Sie wollen mir Ihre Thüre aufmachen?“

„Ja, ja. Ich werde wohl nicht mehr lange zuzuschließen.“

Als Mary Ann ihrem Vater von ihrem Besuche erzählte, hörte er aufmerksam zu. „Es ist unrecht, daß wir uns nicht früher um die Person bekümmert haben,“ sagte er. „Wieder einmal etwas vernachlässigt, was einem doch vor die Thüre gelegt war. Sie muß einen Arzt haben. Sei doch so gut, liebes Kind, und schreibe gleich an den Doktor, den wir neulich bei der Wöthcher hatten. Es schien ein tüchtiger Mann zu sein. Hast du denn nicht selbst schon daran gedacht?“

„Nein, Vater,“ sagte Mary Ann beschämt. „Ich begreife es selber nicht.“ Ein Bisset an den

Doktor, der in der Fernhogen zunächst gelegenen Vorstadt von C. . . wohnte, wurde nun alsbald durch einen expressen Boten fortgeschickt, und als es auf den Abend ging, kam der Wagen des Arztes die Anhöhe zu dem Hause hinauf.

Mary Ann erwartete ihn in einem der unteren Zimmer und theilte ihm das wenige mit, was sie über die Kranke mußte, sodann was sie heute morgen mit ihr erlebt hatte. Der Doktor hörte ihr ruhig zu und folgte ihr dann, als sie ihn nach dem untern Hause vorschritt. Auf der Treppe zum oberen Stocke blieb sie stehen und zeigte ihm die Thür.

„Wenn sie nur aufmacht!“

„O, das wird sie schon,“ sagte der Doktor. „Ich will Sie nicht hier zurückhalten, Fräulein. Ich erlaube mir dann, bei Ihnen wieder einzutreten und Bericht zu erstatten. . . Sollte ich etwas zu verschreiben haben. . .“

„So finden Sie drüben alles bereit,“ ergänzte Mary Ann. Dann ging sie, weil der Arzt es zu wünschen schien.

Sein Besuch bei der Kranken dauerte ziemlich lange. Als er ins obere Haus zurückkehrte und in das große Schlafzimmer im Erdgeschoß trat, wo Mary Ann ihn erwartete, kam auch Herr Freeman aus seinem Zimmer zu den Weiden. „Nun?“ fragte er.

„Die Kranke kann nicht allein, überhaupt nicht hier bleiben, Herr Freeman,“ sagte der Doktor in seiner kurzen Weise. „Sie bedarf fortwährender Aufsicht und geübter Wartung. Wie ich höre, steht sie ganz allein. In gar keiner Beziehung zu Ihnen? Natürlich nicht?“ Er nickte. „Wir wollen sie heute noch ins Krankenhaus schaffen lassen, in die sogenannte Charité, hier vor dem Thore. Es ist gar nicht weit von hier. Ich werde das Nöthige besorgen.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Doktor. Ich werde für alle Kosten aufkommen,“ sagte Herr Freeman.

Der Doktor sah ihn flüchtig und etwas stutzig an. „O bitte, was mich betrifft, so sind Sie unter keiner Verbindlichkeit. Und die Charité ist unter Umständen frei, wenn der Patient ganz mittellos ist.“

„Nein, wir wollen bezahlen. Sie wird dann doch wohl besser versorgt. Die Pflege ist natürlich eine gute in der Anstalt.“

„Die beste, die sie haben könnte, da sie doch auf gemietete Wartung angewiesen sein würde. Wenn Sie erlauben, schreibe ich den nothwendigen Schein.“

Mary Ann hatte alles zurecht gestellt, und der Arzt schrieb die Anweisung zur Aufnahme in das Krankenhaus. Nach einigen weiteren Bemerkungen, die Abholung der Kranken betreffend, empfahl er sich. Herr Freeman hatte ihn höflich bis zur Thür begleitet und trat dann zu seiner Tochter, die an dem Tisch saß, auf dem das Blatt lag. Er warf einen Blick darauf, raffte es in die Höhe, hielt es mit heftig zitternder Hand und starrte lange darauf, erdahlte im Gesicht. Dann hörte Mary Ann einen sonderbaren Laut, ein mildes Stöhnen. Im nächsten Augenblick war sie allein, und draußen dröhnte die Hausthür ins Schloß.

Mit zitternden Knieen bückte sie sich nach dem Papier, welches ihr Vater fallen gelassen hatte. In der festen, deutlichen Handschrift des Arztes las sie den Namen des armseligen, verlassenen Weibes, das ihr Vater ins Krankenhaus schicken ließ, und welchem

demnächst ein einfacher Hospitalsarg als letzte irdische Wohnstätte dienen würde. Sie las: Anna Elisabeth Freymann, wohnungsberechtigt in Döbhuhausen als Tochter des dort im Jahre 18. . . verstorbenen Müllers Johannes Justus Freymann. — — —

Als Mary Ann eine Stunde später zögernd das Zimmer ihrer Anverwandten betrat, sah sie den Chef des Hauses Ker, Freeman & Co. am Boden knieend, das Haupt und die Arme, in die er das Gesicht gedrückt hatte, auf einem Stuhle, der in der Nähe seiner Schwester stand. Die Kranke sah aus, als wisse sie nicht recht, wie ihr geschehen. Ihr Gesicht war verändert durch eine gewaltige innere Aufregung, und die alten, eingesunkenen Augen hatten sich aufgeheilt und hingen unverwandt an der Gestalt des alten Mannes vor ihr. Er war ihr so nahe, daß sie ihn berühren konnte, und mühsam streckte sie den Arm aus, der ihr kaum noch gehorchte, und legte die steifen, gekrümmten Finger auf einen Augenblick auf sein Haar, worauf sie leise den Kopf schüttelte. Mary Ann näherte sich jetzt der alten Frau und zeigte durch eine demüthige Liebkosung an, daß sie die Verwandtschaft in vollem Maße anerkenne. Dann trat sie zu ihrem Vater und legte die Hand auf seine Schulter.

Herr Freeman wendete ihr langsam das Gesicht zu und bestete die gerötheten Augen auf sie. Er sah, daß sie ihm etwas zu sagen hatte, und erhob sich.

„Die Leute vom Hospital sind da, lieber Vater,“ sagte sie leise.

„Mary Ann!“ schmerzlicher Unwille und Vorwurf, die unausgesprochene Frage: hast du dein ganzes Leben mit mir verbracht und kennst mich so wenig? war in dem einen Ausruf zusammengebrängt.

Und Mary Ann verstand ihn. „So war es nicht gemeint, Vater. Aber sie haben ein bequemes Tragbett; ich dachte, wir könnten durch sie die . . . Kranke in unser Haus bringen lassen.“

Dem alten Manne versagte die Sprache; er drückte nur seiner Tochter die Hand.

„Es ist alles schon bereit,“ fuhr Mary Ann mit dem leisesten Lächeln fort. „Die Stube neben der meinen. . .“

„Gott segne dich, Mary Ann, Gott segne dich tausendmal!“

Am selben Abend schrieb Mary Ann ein zweites Billet an den guten Doktor, zu dem sie Vertrauen gewonnen, und fragte ihn, ob er die Behandlung der Kranken in ihrem Hause übernehmen wolle. Als er am andern Tag kam, sagte sie zu ihm: „Wir haben Ihre Kranke hier und Sie müssen, bitte, bitte, alles thun, um ihren Zustand zu erleichtern und sie uns noch zu erhalten. Sie ist nämlich Papas Schwester, von der er vor vierzig Jahren getrennt wurde, und die er sein halbes Leben lang vergebens gesucht hat.“

Der Arzt sah das Mädchen in höchster Ueber-raschung an, und es wurde ihm sonderbar warm ums Herz. Er glaubte in seinem Leben nichts Schöneres gesehen zu haben, als ihr von innen heraus durchleuchtetes Antlitz, während sie so ruhig sprechend vor sich hin schaute.

Mary Ann hielt sich meist in ihrem Zimmer auf, dessen in die Krankenzstube führende Thüre sie offen ließ; sie merkte, daß die beiden alten Leute am liebsten zusammen allein waren. Die Kranke in reinlichen Nachtkleidern auf dem schneeweißen Lager

gebettet, schien vollkommen zufrieden, und die Gegenwart ihres Bruders war ihr eine solche Quelle des Glückes, daß John Freeman um ihretwillen jeden Ausbruch seiner Reue zurückdrängen mußte, nachdem die Schwester einmal, mühsam in ihrem Gedächtnis nach jenen Erlebnissen suchend; ihrem Bruder von ihrem Aufenthalte in Amerika erzählt hatte. Sie war dort weit nach Westen verschlagen worden. Sie mußte selbst kaum wohin, und deshalb waren die Nachforschungen Freemans nach der Verschollenen vergeblich gewesen. Von allerhand Kleinigkeiten, welche die Kindheit betrafen, und von den Menschen und Dingen von damals sprach sie am liebsten mit ihm. „Siehst du, der Dekonom Schulz war doch ein Schurke gewesen, wie der Vater gesagt hatte,“ meinte sie. „Er schuldete uns ja viel mehr, als das Reisegeld betrug, aber es wußte niemand davon; die Eltern waren zu rasch gestorben. Nun ist es ganz gut, daß es so war, und daß sich der Hypothekenschein nachher fand, sonst wären wir zwei gar nicht wieder zusammen gekommen.“

Ihre Pflege und die Erhaltung ihrer Kräfte bildeten jetzt den Lebenszweck des reichen John Freeman und seiner Tochter. Aber das Leben, welches ihr so spät erst ein freundlicheres Antlitz gezeigt hatte, vermochte nicht, sie von der dunkeln Pforte wegzuschmeißeln, der sie sich mit rascheren und rascheren Schritten näherte. Sie starb wenige Wochen nach der Wiedervereinigung mit ihrem Bruder.

Ende.

Die Kassenvorwalter der Wisconsin-Synode.

Allen, die Gelder für irgend eine der Kassen unserer Synode zu übermitteln oder in Betreff einer oder der andern dieser Kassen etwas zu ermitteln haben, glauben wir einen Dienst zu erweisen, wenn wir hier die sämtlichen Kassen der Synode mit Angabe ihrer Vorwalter aufführen. Es sind folgende:

Schatzmeister der Synodalkasse	P. Conrad.
„ „ Witwenkasse	P. Bading.
„ „ Gemeindeblattkasse	P. Jäfel.
„ „ Kasse f. äußere Mission	P. Domidat.
„ „ Kasse für Reiseپردigt	P. Mayerhoff.
„ „ Seminar-kasse	P. Adelberg.
„ „ Schuldentilgungskasse	P. Adelberg.
„ „ Kasse zur Unterstützung armer Studenten in Milwaukee	P. Adelberg.
„ „ Seminarhaushaltskasse	Prof. Rog.
„ „ Collegen-kasse	P. Jäfel.
„ „ Kasse zur Unterstützung armer Studirender in Watertown	P. Jäfel.
„ „ Kasse zur Anschaffung einer Collegenorgel	P. Jäfel.
Curator der Lutherstiftung	Prof. Gräbner.

Wir werden übrigens diese Liste auch dem Synodalkalender einverleiben.

Von der Pflicht des Wachstums in christlicher Erkenntnis.

(Aus J. C. Dannhauer's „Katechismusmilch“ bearbeitet.)

„Die ihr solltet längst Meister sein, bedürftet ihr wiederum, daß man euch die ersten Buchstaben der göttlichen Worte lehre, und daß man euch Milch gebe und nicht starke Speise.“
Ebr. 5, 12.

Es sind rechte honigsüße Worte, welche Christus von seinen holdseligen Lippen fließen lassen Joh. 7, 37., da er am letzten und herrlichsten Tag des Laubhüttenfestes zu Jerusalem mit lauter Stimme gerufen: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke. Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen“; er präsentirt sich selbst als den rechten Heilsbrunnen, den unerschöpflichen, reinen, immerfließenden, lebendigen Seelenbrunnen, einen Brunnen, der nie versiegt noch verschlossen, einen offenen, allgemeinen, allfließenden Röhrenbrunnen. Es präsentirt sich der Weltheiland als eine liebe Mutter, die ruft ihrem Kindlein, es wolle sich nahen und von ihren Brüsten trinken; so sagt er auch: „Wen da dürstet, der komme zu mir.“ Er fordert einen recht begierigen Glaubensdurst: wen da dürstet wie ein Hirsch nach frischem Wasser, wen der Satan in der geistlichen Jagd ermüdet, davon er lechzend und durstig worden, der komme zu mir, er trinke, das ist er glaube meinen Worten, so werden alsdann von seinem Leibe fließen Ströme des lebendigen Wassers. Das sagt er aber von dem Geist, welchen empfangen sollten, die an ihn glauben. Wer sich zum rechten Heilsbrunnen fügt, der soll nicht nur Geistes voll werden, sondern auch überfließen und andere geistlich trunken machen.

Wenn der Apostel sagt: „Die ihr solltet längst Meister sein“, die der Milch nicht mehr bedürftig, sondern starke Speise sollen verdauen können, so deutet der Apostel erstlich auf die Zunahme selbst in dem schönen Gleichnis der stärkeren Speise. Es hatte der Apostel vor, den hohen, wichtigen, schweren Artikel von dem hochpriesterlichen Amt Jesu Christi zu handeln. Nun lag ihm im Weg die Unfähigkeit und Trägheit seiner Ebräer; er befürchtete, es möchte ihnen zu hoch sein, setzt deswegen diesen Verweis mitten in seine Epistel, straft sie wegen Faulheit, daß sie in christlicher Lehre wenig zugenommen, noch fast A B C - Schüler seien; wie etwa ein Schulmeister zu seinen nachlässigen Schülern sagen möchte: „Siehe, ich dachte, du solltest schon Syntax gelernt haben, aber ich spüre, daß du kaum lesen gelernt hast; ist das nicht eine Schande?“

Das Gleichnis, dessen sich der Apostel bedient, ist genommen von der menschlichen Nahrung, bei welcher man den Säuglingen Milch zu trinken giebt; hernach, wenn sie erstarken, gewöhnt man sie erst an Brot, Fleisch und andere stärkere Speise. So machts auch Paulus, der seine Zuhörer mütterlich tractirt und ebenmäßigen Unterschied auch bei seinen Corinthern in Acht genommen; „Milch“, schreibt er, „habe ich euch zu trinken gegeben und nicht Speise.“ 1. Cor. 3, 2.

Es deutet aber der Apostel auch an, wie weit sie in der Lehre hätten sollen kommen sein; „Ihr hättet“, sagt er, „längst Meister sein sollen.“ Nicht als hätten sie alleamt sollen das öffentliche Predigtamt vertreten,

— denn es erinnerte sich der Apostel wohl seiner Worte 1. Cor. 12, 29.: „Sind sie alle Apostel? Sind sie alle Propheten? Sind sie alle Lehrer?“ — sondern wegen der Wissenschaft, der Zeit nach, die ihr in Gottes Schule zugebracht, daß ihr ja in der langen Zeit etwas ansehnliches zunehmen sollen und gewissen Grund erfahren der Lehre, in welcher ihr unterrichtet worden; aber daß es nicht geschehen, ist eurer Trägheit Schuld.

Nun, dieser Verweis gilt uns auch, als denen an diesem Abend der Welt das Licht der göttlichen Wahrheit so hell vermittelt des hocherleuchteten Mannes Gottes Lutheri aufgegangen. Gott hat seiner lieben Bibel durch die Buchdruckerkunst gleichsam Flügel gemacht, daß sie allenthalben hingeflogen und in deutscher Muttersprache hat können von den Einfältigsten gelesen und verstanden werden; er hat gute Schulen besetzt, es hat uns Gott allen seinen Rath geoffenbart. Ja, wie die liebe Sonne auf den Abend oft heller scheint als morgens oder mittags, so hat auch Gott uns mit einem größeren und kläreren Schein seiner Wahrheit begnadet, als in vorigen Jahren unsern Vorfahren begegnet: also daß freilich wir sämtlich stärkere Speise gemohnt und längst hätten sollen Meister sein. Aber Trägheit, Unverstand und Ludant muß man den Meisten nachsagen und klagen, daß sie die ersten Elemente noch nicht genugsam gefaßt; daher es manchmal gekommen, daß, wenn man schwerere in heiliger Schrift gegründete Lehren auf die Kanzel gebracht, man es wohl als Allzuhoch gelehrt, subtile, dem gemeinen Mann unerbauliche Sachen verachtet; daß manchmal Knaben von hundert Jahren (Jes. 65, 20.) ihnen die Unwissenheit in die grauen Haare wachsen lassen: also daß fast keine Leute ihrer Religion weniger geachtet, als unsere lauen, undankbaren Lutheraner.

Ist wohl eine unverantwortliche Undankbarkeit. Was große Gnade unsere Vorfahren begegnet, das läßt sich mit Worten nicht aussprechen. Unsere lieben Vorfahren, die im Papsttum gesteckt und dazumal die Werke des Herrn gesehen, die Er an dem deutschen Israhel gethan, die habens erkannt; aber es ist nach ihnen ein anderes Geschlecht aufkommen, das den Herrn nicht kennen wollen. Darum sich auch nicht zu verwundern, wenn der gerechte Gott solche schändliche Undankbarkeit wieder mit kräftigen Firtüchern straft, dafür, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, daß sie selig würden. 2. Thess. 2, 11.

Ist deswegen das Zunehmen in der Erkenntnis Gottes kein Mittel Ding, sondern uns Christen allesamt, niemand ausgenommen, ein hochnothwendig Stück, dessen Mangel der Apostel seinen Ebräern vorwirft, ein Stück unserer geistlichen Erneuerung, daß wir auch hierin dem verlorenen Ebenbild näher kommen; ist in Gottes Wort vielfältig befohlen, Joh. 5, 39.: „Suchet in der Schrift“, als einer reichen Fundgrube, je länger, je mehr; findet ihr eine Goldader, so laßt nicht nach; 2. Pet. 3, 18.: „Wachset in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi“; dahin auch gehören die Gleichnisse, die unser Heiland selbst führt, vom Wachstum des Samens, Matth. 25, Luc. 19, von dem Pfundwucher, Matth. 25, Luc. 19, auch practicirt von David, den Beroensern und andern gottliebenden Herzen. So verspricht der Herr Matth. 13, 12.: Wer da hat (und je länger je mehr zu fassen begehrt), dem wird noch mehr gegeben werden, daß er die Fülle habe; wer aber (aus Eitel, Trägheit) nicht hat (noch zu haben begehrt), dem wird auch genommen werden, das er hat oder das er vermeint zu haben. Ich geschweige der großen Gefahr, so leicht zu wachsen kann, denen in Gottes Erkenntnis zu wachsen nicht angelegen;

die Erfahrung hats bezeugt, welchermaßen viel Tausende umgeschlagen, sonderlich aus Mangel gründlichen Verstands reiner Religion. Was wollen wir sagen von der großen Schande vor Gott und allen Engeln, ein Christ genannt werden und doch die christliche Religion nicht verstehen. Welchem seiner Seelen Seligkeit angelegen, der lasse ihm Gottes Wort ein Blümlein sein, das heißt: „Je länger, je lieber“, laß sich nicht bededen, es sei genug, den Katechismus als ein Papagei ohne Verstand daher zu pappeln, in Betrachtung, daß Gott einen ordentlichen Gottesdienst von uns fordert, Röm. 12, 1.

Niemand schütze seiner Trägheit vor den einfältigen Glauben, davon Christus redet Matth. 18., wer nicht das Reich Gottes annimmt als ein Kind, der könne nicht hinein kommen, in Erwägung, daß die Einfalt zweierlei sei. Eine wird der Vernunft entgegengelegt und heißt dann einfältig glauben, dem Wort Gottes einfältig Beifall geben, wengleich die Vernunft sich darein nicht finden sollte, wie ein Kind seiner Mutter Beifall giebt mit Vermeldung: „Meine Mutter hats gesagt, darum ist's wahr.“ Eine andere Einfalt ist, die der Satan gern sähe, die wird entgegengelegt der gründlichen Erkenntnis Gottes, und heißt alsdann der einfältige Glaube, der Köhlerglaube, vor dem Paulus warnt 1. Cor. 14, 20., Eph. 4, 14.

Spricht du: „Unser Wissen ist doch nur Stückwerk, darum laß ichs billig beim Nächsten bleiben, spare die vollkommene Erkenntnis in die himmlische Schule.“ Wahr ist's, die höchste Vollkommenheit der Erkenntnis Gottes gehört ins andre Leben. Aber darum müssen wir in dieser untern Schule nicht träge sein, sondern was uns geoffenbart, mit Dank annehmen. Wer in der hohen Schule bestehen will, der muß in der untern Schule das Fundament wohl gelegt haben. So wird er nicht nur in dieser Welt ein vollkommener Mensch Gottes werden, zu allen guten Werken geschickt, sondern es wird auch ein solcher fleißiger Schüler Christi, wenn am jüngsten Tage die Promotion in die höhere Schule gehalten und die Prämien ausgetheilt werden, hören die fröhliche Stimme: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig treu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude.“

G.

Wo soll ich mein Kind zur Schule schicken?

Diese Frage ist keine neue. Beinahe genau wie sie hier steht, finde ich sie in einer deutschen Geschichte Milmaukees als eine schon vor etwa 30 Jahren selbst in politischen Zeitungen aufgeworfene. Noch früher aber muß sie — wenn auch vielleicht in einer andern Weise formulirt — unter treuen, denkenden Lutheranern in Milmaukee und anderwärts in diesem Lande lebendig geworden sein. Denn eben die Thatsache, daß schon damals Lutheraner hierzulande lutherische Schulen gegründet hatten für ihre Kinder, Kindeskinde und späteren Nachkommen, ist an sich selbst eine so gründliche Antwort auf diese Frage, daß man wohl nicht umhin kommen kann anzunehmen, unsere treuen lutherischen Väter haben sich nicht verdrießen lassen, eine solche Frage in gründliche Erwägung zu ziehen. Zu der Zeit, als noch keine oder nur wenige lutherische Schulen im Lande existirten, war die Beantwortung dieser Frage sehr nöthig; noch jetzt, wo Lutheraner sind und doch keine lutherische Schule existirt, thut sie sehr noth. Heutzutage sollte aber unter Lutheranern eine solche Frage gar nicht nöthig sein; denn erstens ist und bleibt die Frage

Ein merkwürdiges Blatt deutscher Kirchengeschichte des XIX. Jahrhunderts.

(Eingesandt von D. Reichelt.)

Am 28. Juni d. J. früh 4 Uhr wurde durch einen Herzschlag diesem zeitlichen Leben entrückt der Kirchenrath, Superintendent und Pastor der ev.-lutherischen Gemeinde zu Berlin, Friedrich Lasius. Das Abscheiden dieses fast 78-jährigen Greises wird bei vielen die Erinnerung wachrufen an jene traurige Verfolgung der lutherischen Kirche unter Friedrich Wilhelm III. von Preußen, zu deren Märtyrern Lasius vor Anderen gezählt werden muß. Fünfmal ist er in den Kerker geworfen worden, zumeist in so scheußliche Gefängnisse, wie sie heute kein Mörder zu befahren hat, drei Male ist er der Verhaftung im letzten Augenblick entgangen. Sieben Jahre lang waren ihm Gensdarmen auf den Fersen und ein Steckbrief folgte dem andern. Dennoch hat dieser Mann über seine Widersacher triumphirt. Seine erste Predigt in Berlin hielt er in nächstlicher Stunde in einem Keller, um nicht sofort der Polizei zu verfallen, und die letzten siebenundzwanzig Jahre hat er in einer stattlichen Kirche, die auf seine Anregung seine Gemeinde erbaut hat, seinen Glauben bezeugt. Diese Gemeinde zählte bei seinem Amtsantritt kaum 200, heute zählt sie 4000 Seelen.

Sein Schicksal ist ihm nicht an der Wiege gesungen. Friedrich Lasius, geboren am 14. Oktober 1806, dem Tage der Schlacht bei Jena, entstammte einer ehrenwerthen, aber kirchlich ziemlich indifferenten hannoverschen Familie. Auf dem Gymnasium in Hildesheim, das er von Ostern 1820 bis 1825 besuchte, „herrschte der völkische Unglaube“. Er studirte alsdann 5 Semester in Halle, der frequentirtesten Theologen-Universität, die doch damals zugleich die Hochburg des Nationalismus war. „Was Sie von der Dreieinigkeit zu halten haben, wissen Sie, meine Herren!“ rief der Kanzler Niemeyer, das Haupt der Universität, seinen Zuhörern zu. Wegschneider galt als „Wegschneider“ unfasbarer Dogmen. Gesenius, der „erste Hebräer“, der oft über 300 Hörer hatte, arbeitete mit unermüdlichem Eifer für die Sache der „Aufklärung“. In dieser Atmosphäre begann Lasius seine Studien, die meisten der 700 Studenten der Theologie dachten wie jene Lehrer. Aber Friedrich Wilhelm III. war längst auf den Hallischen Nationalismus argwöhnisch geworden, und so entsendete das verlegene Kultusministerium den kaum 27-jährigen Professor August Tholuck aus Berlin nach Halle, der geistreich, belest, von einschmeichelnder Beredsamkeit, und zugleich von der Bedeutung eines festen Glaubens durchdrungen war. Tholuck fand in Halle lange keinen Boden, indes reizte er die Neugier. Allmählig fand er doch ein Häuflein Leute, wie Adolph Harleß, Ehlers, Georg Müller, den nachmaligen Stifter des riesigen Waisenhauses zu Bristol, und durch diesen, seinen Busenfreund — unsern Lasius. Tholuck war es wohl, der letzteren 1827 beredete, in Berlin unter August Neander und Hengstenberg weiter zu studiren, denn er selbst bereitete sich zu einem einjährigen Aufenthalt in Italien vor. Lasius kam denn hierher und hörte jene Theologen; doch imponirte ihm auch die Hegelsche Philosophie mächtig. Da trafen seine strenggläubig gemordenen Freunde Georg Müller und Ehlers in Berlin ein und suchten aufs Neue das Glaubensfunklein in ihm an. G. Müller ging bald nach England, Ehlers wurde Hilfsprediger eines erkrankten Predigers in Prittisch (Provinz Posen), bald darauf (Ostern

von der Nöthigkeit lutherischer Schulen beantwortet auf einem Grunde, dem Worte Gottes, an dem sich nicht rütteln läßt; zweitens sollte man an jedem Orte, wo eine lutherische Gemeinde besteht, ein geräumiges lutherisches Schulhaus haben; drittens sollten lutherische Eltern ihre Kinder diese Schulen fleißig besuchen lassen. Wenn allerdings ein Vater mit seinem Kinde oder seinen Kindern mit der That in die Fußstapfen der treulutherischen Väter geht, die da Schulen errichtet und fleißig gebraucht haben, so ist bei ihm diese Frage schon entschieden, wenn ihm die Sache überhaupt je fraglich gewesen ist; denn seine That ist in diesem Falle seine gründliche Antwort. Sollte aber Jemand — und wäre es der weltliche Staat selber — von einem solchen Lutheraner Rechenschaft fordern, so wird letzterer nie etwas dadurch verlieren, daß er sich auch bereit hält zur Verantwortung. Es wird ihm nur zum Gewinn gereichen, daß er für sich die Sache auf dem rechten Wege noch gründlicher untersucht; denn dadurch wird er nicht nur seine Antwort oder seine That vor Anderen zu begründen wissen, sondern er wird immer mehr in seiner Ueberzeugung gestärkt, er wird finden, daß seine Ueberzeugung eine bibelrichtige ist, die mit der unserer treuen Väter in schönster Harmonie steht, und er wird Gott danken, daß ein Lutheraner für seine Kinder noch haben kann, was er hat: eine lutherische Schule.

Oder sollte wirklich irgend jemand denken, daß sich vielleicht heutzutage die Verhältnisse in diesem Fortschrittsland so günstig gestaltet haben, daß wir nicht mehr so viel brauchten von dem, was unsere lutherischen Vorgänger nöthig fanden? nicht mehr so viel brauchten von dem, was lutherisch ist? Ach! wer da ein offenes Auge hat zu sehen, wie z. B. die Gottlosigkeit der amerikanischen Jugend immer mehr um sich greift und leider auch zuweilen unsere lutherische Jugend, die freilich ohnedem auch nicht vollkommen ist, ansteckt, der wird zugeben müssen, daß sich die Verhältnisse dieser Art gar nicht zum Besseren geändert haben. Ueberhaupt müssen wir sagen: Weit davon, daß die Verhältnisse, wodurch unsere Väter gedrungen worden sind, ihre lutherischen Schulen zu errichten, sich verbessert haben, sind sie noch heute zehnmal schlimmer geworden, während unsere Vermögensverhältnisse vielleicht zehnmal so gut sind, als die unserer Vorgänger waren. Und doch haben sie ihre Schulen errichtet und errichten können. Es liegt darin, meine ich, für uns und Unseren eine ernste Predigt, worin Jeder von jenen treuen Vätern einem Jeden von uns und unserer Nachkommenschaft kräftig zuruft:

„Was ich gethan habe und gelehrt,
Das sollst du thun und lehren.“

Freilich wir sind durch Gottes Gnade vorwärts gegangen. An vielen Orten — und ich bedauere den Ort, wo Lutheraner sind ohne lutherische Schule — an vielen Orten, wollte ich sagen, stehen jetzt kräftige und blühende Gemeindefschulen, die zwar, wie alles Werk durch Menschen gethan, nicht immer so vollkommen sind wie sie sein sollten, die aber doch, trotz aller Feindschaft des Teufels, der Welt u. s. w., durch die Gnade unseres Gottes, dessen Wort die leitende Kraft in ihnen ist, nicht allein für die Kirche, sondern auch — wenn schon nicht immer sichtlich — für den Staat, ja für das ganze Land, in dem wir wohnen, von großem Segen sind.

Also nun — so berechtigt wie jene Frage, die da zum Anfang gegenwärtigen Artikels steht, zu seiner Zeit war, so überflüssig sollte sie jetzt unter uns sein. Ich sage „unter uns“, denn unter den Weltleuten unter den

Sekten ist sie ja immer am Plage, und möchten nur recht viele unter ihnen sich einmal diese Frage ernstlich vorlegen. Unter uns sollte sie nicht nöthig sein. Und doch — wie kommt es, daß es noch lutherische Eltern gibt, zuweilen mitten in unsern christlichen Gemeinden, die ihre Kinder lieber in andere Schule schicken als in die eigene lutherische Gemeindefschule? Ich nehme an, daß es in unsern deutschlutherischen Gemeinden nicht viele Eltern dieser Art gibt; daß aber solche sind, kann nicht geleugnet werden, und für solche steht jene Frage noch da zu gründlicher Ermägung. Sie wollen ja doch auch lutherische Christen sein und heißen; sie wollen ja doch auch nicht ihren Glauben verleugnen, ihre Kirche hassen und verlassen. Sie lieben ja auch ihre Kinder — ach! wer thut das nicht? — und wünschen ihnen nur das Allerbeste für Zeit und Ewigkeit. Daß ihren Kindern als Christenkindern, gegen den Teufel, die Welt und ihr eignes Fleisch ein Lebenskampf bevorsteht, wozu sie ganz andere als nur irdische Waffen brauchen, dies werden wohl jene Eltern auch nicht leugnen. Daß viele und vielerlei Versuchungen, Widerwärtigkeiten, Trübsale und Nöthen ihren Kindern begegnen werden, ja daß der Tod selbst irgend einen Augenblick herzutreten kann; daß ihre Kinder darum eine andere Kraft, als nur menschliche, und einen andern Trost, als nur einen irdischen, brauchen, das werden wohl jene Eltern auch zugeben. Wie gern möchten sie das Glück ihrer Kinder. Sie möchten ja eben so wenig selbst durch ihre Kinder, als sie möchten, daß ihre Kinder durch sie unglücklich werden. Sie möchten ja nicht, daß durch ihre Kinder ihre grauen Haare mit Herzeleid in das Grab gebracht werden, ebensowenig wie sie sehen möchten, daß ihre Kinder, wenn es früh oder spät zum Sterben kommt, in Verzweiflung dahin fahren zu dem Ort, wo das unglückliche Loos eines Menschenkindees in Ewigkeit nicht mehr geändert werden kann.

Oder bin ich wirklich im Irrthum, wenn ich dies alles bei jenen Eltern voraussetze? Sind sie vielleicht nicht mehr zu denjenigen zu rechnen, welche mit David Gott vor allem um das Eine bitten, daß sie im Hause des Herrn bleiben mögen ihr Leben lang (Ps. 27. 4.)? Gehören sie vielleicht denjenigen an, welche sich Arbeit und Mühe genug machen, um ihren Kindern Schätze für dies Leben zu sammeln, die sich aber aller Sorge und Mühe scheuen, wenn sie ihren Kindern fürs ewige Leben Schätze sammeln sollen, Schätze, welche weder Moten noch Rost fressen, noch Diebe nachgraben, und stehlen (Matth. 6, 20.)? Trachten sie vielleicht doch für ihre Kinder am ersten nach dem Reiche dieser Welt, statt für sie am ersten nach dem Reiche Gottes zu trachten? Oder warum schicken sie denn ihre Kinder nicht in unsere lutherische Schule, wo das Trachten nach dem Reiche Gottes als die Hauptsache den Kindern ans Herz gelegt wird, so daß sie dies lernen mögen, und ihnen, nach des Heilandes eigener Verheißung, von den Dingen dieses Lebens alles Nöthige zufallen soll, wodurch sie sich denn jenes ängstliche, quälende Trachten nach dem Reiche dieser Welt ganz ersparen können?

Diese Frage aber führt zu zwei anderen, welche Schreiber dieses, so Gott will, ein andermal zu beantworten versuchen wird: 1. Was soll lutherische Eltern bewegen, ihre Kinder in lutherische Gemeindefschulen zu schicken? 2. Was soll lutherische Eltern abhalten, daß sie ihre Kinder nicht in die religionslosen Schulen oder in Sekten Schulen schicken? N. P. N. S.

1829) Judenmissionar. Er drang in Lasius, der noch kein Examen gemacht hatte, der Gehilfe jenes Predigers zu werden, und so begab sich dieser 1829 in das Dorf Brittsch, wo er zunächst den Leuten „über die Köpfe hinwegpredigte“ und zugleich sich zum Kandidaten-Examen vorbereitete, das er 1830 bestand. Hofackers (geb. 1798) damals epochemachende Predigten fesselten ihn, und er lernte daraus, wie man zur Gemeinde zu reden habe.

Bald aber vertiefte er sich in Luthers Predigten, und hier ging ihm eine neue Welt auf. Einen größeren Meister, „die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“, zu predigen, konnte er sich nicht denken. Diese Glaubensfülle erschütterte ihn mächtig. Und doch war damals der Name Lutheraner, ja selbst der Name Protestant in Preußen verhöhnt. Eine Agende, die ihren Ursprung im Cabinet des Königs hatte, wurde den Gemeinden aufgezwungen. Ihre Gegner, die zugleich Gegner der Union waren, wie Scheibel und seine Freunde in Schlessen, wie Guericke in Halle, hatten Verfolgungen zu leiden. Mehr und mehr durchschaute Lasius, der freilich im Januar 1832 zum Prediger in Brittsch ernannt und am 16. September in Frauastadt ordiniert worden war, somit der unirten Kirche Preußens angehörte, die Absicht der Union, die Halbheit, ja „die Lüge“ des unionistischen Kirchenregiments und die Schwäche der unionistischen Theologie, er war bereits innerlich los von Neander und Tholuck, wie von Hengstenberg, der die Agende verteidigte und Scheibel angriff, und drei Semester nicht an Bileams Esel glaubte. Lasius, eine aufrichtige Natur, jeder Halbheit gram, unerschütterlich in seinen Ueberzeugungen und dazu, wenigstens in jenen Jahren, in feurigen Zungen zu reden gewohnt, suchte nun seine Gemeinde zur Glaubensfreudigkeit Luthers zu erwecken, nicht bloß in der Kirche, sondern auch in Bestunden in seinem Hause. Die Wirkung war ungeheuer, die ganze Gegend wurde davon ergriffen. Die Menschen waren wie umgewandelt, die besuchtesten Schenken standen leer. „Kinder versammelten sich unaufgefordert und schrien zum Herrn um Gnade.“ Eine Frau, die wegen ihrer „Erweckung“ von ihrem Mann Prügel bekam, sang, während er sie schlug: „Meinen Jesum laß ich nicht!“

Natürlich erregte diese Ekstase in tausenden von Gemüthern höheren Orts Aufsehen, ja Bedenken. Denn gerade zu jener Frist waren dergleichen Symptome vieler Orten bemerkbar, und mehr oder minder äußerte sich ein religiöser Fanatismus, der der nüchternen Besonnenheit altpreussischen Beamtentums widerstrebte. H. Th. von Schön in Königsberg bekämpfte Ebel und die „Seelenbräute“ wo er konnte, und wurde deshalb sogar von seinen Schwägerinnen, Eveline v. Bardeleben und Ida Gräfin von der Gröben (beide geb. v. Auerzmauld), in eigenen Broschüren angegriffen. Schöns Colleague in Schlessen, von Merkel, wurde der Todfeind des dortigen Altlutherthums. Der Oberpräsident Flottwell in Posen, der nachmalige Minister, war sehr ungehalten über Lasius' Erweckungen, zumal in Meseritz (unter Ehrenström) Aehnliches vorlam. So wurde denn dem Prediger Lasius untersagt, Bibelstunden in seinem Hause abzuhalten. Der meinte, das sei sein gutes Recht, und übertrat das Verbot. Da wurde er plötzlich von seinem Amte suspendirt. Er predigte dennoch, und fast die ganze Gemeinde und ein großer Theil der nachbarlichen Bevölkerung stand zu ihm. Da wurde er (Juli 1834) nach Posen in ein Gefängnis geschleppt; im heißesten Wetter mußte er vier Wochen in einer von Ungeziefer strotzenden Zelle unterm Dach zubringen. Entlassen kehrte er nach Brittsch zurück und — predigte wieder.

Da Ermahnungen und Drohungen nichts halfen, sperrete man ihn gegen Ende des Jahres in Posen in eine kalte Klosterzelle, in der sich selbst am lichten Tage Regionen Mäuse tummelten. Inzwischen wurde die lutherische Bewegung, durch die Verfolgungen in Schlessen zu fanatischer Erbitterung getrieben, sehr hochgradig. Ueberall schossen „lutherische Gemeinden“, die sich von der Landeskirche los sagten, wie Pilze aus der Erde. Die Regierung erkannte keine an und drohte und strafte unaufhörlich. Noch während Lasius im Gefängnis in Posen saß, bildete sich daselbst am 6. Dezember 1834 eine lutherische Gemeinde, der, vom Gefängnis aus, Lasius am 19. Dezember beitrug, und damit hatte er sein geistliches Amt in Brittsch vermischt. Aber im Nu fanden sich dort und in Meseritz lutherische Gemeinden zusammen, so daß die Regierung eigens einen Gensdarm nach Brittsch postirte, um die Lutheraner zu überwachen. Die Bewegung griff mit Riesenschritten um sich. So ließ sich Professor Guericke in Halle im Geheimen ordiniren und wurde, was ihn seine Professur kostete, Prediger einer lutherischen Gemeinde bei Halle und der am 12. Mai 1835 gegründeten lutherischen Gemeinde in Berlin. In den ersten Monaten dieses Jahres war Lasius aus dem Gefängnis entlassen worden, mit der Weisung, nicht nach Brittsch zurückzukehren, sondern fortan in Posen (unter Aufsicht der hohen Polizei) zu wohnen. Was fragte Lasius nach solchem Utsatz? Acht Tage vor Ostern ging er im Geheimen doch nach Brittsch. Er wurde verrathen und unter höchster Aufregung der Bevölkerung, „des Weinens war kein Ende“, sofort ins Gefängnis nach Posen zurücktransportirt. Den bekümmerten Glaubensgenossen rief er die Worte zu: „In acht Tagen bin ich wieder hier.“ Man ließ ihn wirklich nach wenigen Tagen wieder frei, und siehe, umgehend, am ersten Osterfeiertag, traf er Abends 11 Uhr wieder in Brittsch ein. Vor dem Orte stiegen er und ein lutherischer Freund aus, ließen das Gefährt um das Dorf fahren und durchschritten dasselbe zu Fuß. Schon war man den Verdächtigen auf der Spur, aber ein Freund hatte sie mittlerweile in Sicherheit gebracht. Bald darauf sollte er in Posen, wo er bei seinem nachmaligen Schwager Barschal wohnte, nach dem lutherischen Gottesdienst, den sein Freund Wermelskirch in seiner Wohnung hielt, verhaftet werden. Aber das Vorhaben der Polizei war verrathen worden. Barschal und Lasius blieben zurück, und die Polizisten, die die Herein- und Herausgehenden zählten, hatten sich um zwei ver zählt. Die polizeilichen Chicanen waren unendlich, namentlich in Brittsch und dem Nachbarorte Hakenwalde. Die Gemeinden hielten ihren Gottesdienst im Geheimen, meist im Walde, als „Geistlicher“ mußte ein Gemeindevorsteher fungiren, einer nach dem andern wurde verhaftet, immer wieder war einer da. Man ließ sich Geldstrafen auferlegen und auspäfen. Keine Drangsal bestimmte die Leute, abzufallen von ihrem Glauben. Daß die Regierung Lasius mit Argusaugen beobachtete, versteht sich von selbst, und seine Freunde drangen in ihn, seiner Sicherheit halber die Provinz Posen zu verlassen. Wermelskirch und ein Gutsbesitzer Zahn beförderten ihn im Stillen nach Trieglaff in Pommern auf das Gut des bekannten Herrn von Thadden, von wo ihn jedoch bald nach dem Eintreffen der nicht minder bekannte Herr von Below auf sein Gut Seehoff mitnahm, wo unter Leitung des Patrons eine von der Union getrennte Gemeinde, Separatisten genannt, ins Leben getreten war. Lasius' mächtige Predigten bewirkten, daß die gesamte Gemeinde sofort zur lutherischen Kirche übertrat, der jedoch später die meisten nicht treu geblie-

ben sind. Aber freilich wurde der Prediger bald bekannt und mußte der Polizei weichen. Below brachte ihn in der Stille zu seiner Schwester, Frau von Puttkamer (Tante der Fürstin Bismarck), nach Berlin, wo manche verfolgte lutherische Pastoren, z. B. Lasius' Freund Ehrenström, ein Asyl fanden. Lasius predigte im Hause der Frau v. P. vom Februar bis April alltäglich mit außerordentlichem Erfolg. Da traf ihn wie ein Donnerschlag eine Regierungsweisung, künftig seinen Wohnsitz in Gumbinnen aufzuschlagen. Es war der trübste Moment seines Lebens. Subsistenzmittel besaß er nicht, Unterstützungen konnte er nicht annehmen, wo die verfolgten Lutheraner nach Tausenden zählten, er fand in Gumbinnen keinen Freund und Glaubensgenossen, keine Gelegenheit zu Verdienst. Man schien ihn zu Grunde richten zu wollen. Bis zu Weihnächten ertrug er sein hartes Schicksal, dann entschloß er sich zur Flucht und gelangte unter unsäglichen Gefahren nach Berlin zu seiner Freundin (und nachmaligen Schwiegermutter), der Frau von Puttkamer. Aber schon nach wenig Tagen verjagte ihn die Polizei von dort; er floh zu Herrn von Below nach Seehoff; aber schon nach 24 Stunden mußte er auch von da der Polizei weichen. Es war am Neujahrstag 1837, als er sich zur Flucht nach Berlin entschloß, wo nach Guericke's Rücktritt sein Freund Ehrenström Prediger der im Verborgenen bestehenden lutherischen Gemeinde war. Es scheint, daß Lasius hier längere Zeit unentdeckt blieb, obgleich er Nachts in einem Keller in der Großen Frankfurter Straße predigte und großen Eindruck zurückließ. Da geschah es, daß, in vollkommener Verkenning der Person und Verhältnisse, sich hier eine Deputation verschiedener lutherischer Gemeinden einfand, um den König um Duldung zu bitten und Lasius um seinen Rath und Beistand zu ersuchen. Natürlich kam die Deputation nicht vor den König, vielmehr wurden inmitten eines Sonntagsgottesdienstes in einem Privatzimmer der Fischerstraße die Deputation und mit ihr Lasius verhaftet und nach der Stadtvoigtei abgeführt. Die Deputation kam nach wenigen Tagen frei. Lasius aber wurde 3 Jahr lang in einem Gefängnis voll Ungeziefer gefangen gehalten. Er begehrte eine Untersuchung seiner Sache; das wurde abgeschlagen!

Als er im Juni 1838 entlassen war, wählte ihn, natürlich in tiefstem Geheimnis, die hiesige lutherische Gemeinde zu ihrem Prediger. So groß war die Gefahr, daß er nur Nachts, und zwar nur in kleinen Privatimmern wenigen, die abwechseln mußten, predigen und die Sacramente spenden konnte. Und so groß war der kirchliche Nothstand dieser armen, gedrängelten Lutheraner, deren Prediger in großer Zahl in den Gefängnissen saßen, daß er auch die Gemeinden in der Uckermark, im Oderbruch, in Pommern in seine geistliche Obhut nehmen mußte. Und bald saß auch er wieder im Gefängnis! Er konnte nicht unterlassen, Anfang November seine geliebte Gemeinde in Brittsch zu besuchen. Am 3. November hielten sie Gottesdienst in einem Wald. Dabei ertappte ihn jener antilutherische Gensdarm und transportirte ihn augenblicklich nach Berlin, wo er sofort in die Stadtvoigtei ins Gefängnis kam. Doch wars ein nobleres Gefängnis, wie ehemals. Die Regierung, die damals in Folge der Kölner Angelegenheit den Haß der Katholiken auf sich geladen, hatte keinen Grund, die Lutheraner noch mehr zu erbittern. Sie war in tödlicher Verlegenheit, was mit ihnen beginnen? Und darum schlug sie eine mildere Praxis ein. Freilich hat Lasius damals 14 Monate gefessen, doch nach langem Bögern gestattete man ihm, eine Eingabe an den Justizminister zur Ein-

leitung einer gerichtlichen Untersuchung ergehen zu lassen, und der Justizminister mußte den König dazu zu bestimmen, was schwer genug sein mochte. Die Untersuchung fand statt und das Resultat war: das Oberlandesgericht in Glogau verurtheilte Lasius wegen Verrichtung von Amtshandlungen zu — vier Wochen Gefängnis, die er in der Hausvoigtei absaß. Am 1. Januar 1840 waren dieselben abgelaufen; indessen hatte die Polizei schon im Voraus den Gefangenen für sich requirirt. Aus Versehen entließ man ihn aus der Hausvoigtei. Er war vorsichtig genug, um augenblicklich Berlin zu verlassen, und als noch denselben Abend die Polizei ihn abholen lassen wollte, war er über alle Berge. Er hatte auch die Wahl seines Asyls geschickt genug getroffen, ein Ort, wo er noch nie gewesen war. Es war das gastliche Haus des Majors von Schenkendorf in Wulkow bei Neuruppin. Hier fand Lasius freundliche Aufnahme und gewann durch seine gewaltigen Predigten die Anhänglichkeit des Hauslehrers Besser, der nachmals als lutherischer Kirchenrath sein Colleague wurde. Nach acht Wochen magte er sich wieder nach Berlin, um nach seiner Gemeinde zu sehen, und begab sich von da zu seinen Zerstreuten nach Pommern. Dort erreichte ihn die Nachricht vom Tode Friedrich Wilhelms III. Kaum hatte Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen, so öffneten sich allen internirten lutherischen Geistlichen die Gefängnisse, und den Gemeinden wurde Duldung ihrer Gottesdienste versprochen.

Es war eine frohe Botschaft, und dennoch folgte bald eine um so schmerzlichere Täuschung nach. Ueplötzlich erhob sich, und zwar überall, wo es lutherische Gemeinden gab, eine Razzia gegen deren Pastoren, ärger, als alles Bisherige. Der König wollte gern das lutherische Bekenntnis, die lutherische Liturgie u. s. w. freigeben, aber in der Voraussetzung, daß die Lutheraner in der Landeskirche blieben. Und da war von einem Apostaten übel gerathen worden, man solle sämtliche Prediger der von der Landeskirche getrennten lutherischen Gemeinden plötzlich verhaften und den Gemeinden „landeskirchliche Lutheraner“ zu Predigern setzen, deren ja Hengstenberg, Sörtorius und Consorten eine ganze Schaar herangebildet hatten. Man meinte, die Gemeinden würden darauf eingehen. Es war eine ähnliche Procedur, wie nachmals die mit den katholischen Staatspfarrern. Als Lasius sich in der Erntezeit, etwa acht Wochen nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., in Gramenz in Pommern in einem herrschaftlichen Hause befand, sieht er einen Gensdarmen herankommen. Er läuft die Treppe hinauf, aber der Gensdarm folgt ihm, findet ihn auf und bringt ihn in das Wohnzimmer des Gutsbeamten. Ein Wagen zum Transport nach Neustettin war in der Erntezeit nicht sogleich zu beschaffen. Verschiedene Leute treten ins Zimmer, ein adliger Herr, der früher mit dem Gensdarm bei einem Regiment stand, weiß diesen geschickt zu unterhalten. Inzwischen saßt eine alte Frau Lasius beim Arm, bringt ihn unbemerkt durch Haus und Garten auf ein Kornfeld, wo er freilich sieben Stunden liegen bleiben muß. Der Gensdarm hat inzwischen Haus und Nachbargehäuser durchsucht und muß unverrichteter Sache von dannen ziehen. Lasius aber, wenn auch naß und starr, erreicht in wenigen Stunden ein sicheres Asyl. Und er erlebte bald die Freude, daß, als in seinem Britisch ein von oben gesandter landeskirchlicher Lutheraner sich der lutherischen Gemeinde als Seelsorger präsentirt, ihm von deren bewährten Vorsteher Heinke kurz und bündig geantwortet wird: „Das freut mich, daß Sie auch ein lutherischer Prediger sind; wo haben Sie denn gegessen?“ So weit mars gekommen, daß erlittene Ge-

fängnisstrafe mit zur Legitimation eines altlutherischen Predigers gehörte. Die Regierung suchte, in den meisten Fällen vergeblich, die altlutherischen Gemeinden zu gewinnen. Bald gab auch Friedrich Wilhelm IV. diesen Gedanken auf, und so hatten sie, auch mit ihren bisherigen Pastoren, volle Duldung errungen.

So kehrte im Herbst 1840 Lasius unbeanstandet zu seiner Gemeinde nach Berlin zurück und hat von da an regierungsseitig kein Hindernis zu befahren gehabt. Freilich die Schwierigkeiten der Lage waren groß. Die meisten Gemeinden hatten unter der Verfolgung zu sehr gelitten, die finanziellen Kalamitäten drückten stark, man vernahm den Nothschrei der „verschuldeten“ lutherischen Kirche. Viele waren müde geworden, Abfall kam auf Abfall. An Predigern war Mangel, Lasius mußte außer in seiner Berliner Gemeinde in der Mark, Pommern und Posen functioniren. In Berlin gestaltete sich die Sache günstiger, doch fehlte noch eine Kirche, und man mußte „in gemietheten und geborgten Häusern“ Gottesdienst halten. Indes geschah das Unbehehlige. Auch war bald eine lutherische Schule gegründet, vorläufig einflüssig. Das Wichtigste war, daß die rechtlichen Verhältnisse in Ordnung kamen. Am 23. Juni 1845 erfolgte die Generalconcession der Gemeinden. Mittlerweile war eine Kirchenverfassung der lutherischen Kirche Preußens in Angriff genommen worden, das besondere Verdienst des berühmten Rechtslehrers, Geh. Rath. Dr. Huschke in Breslau. Eine Generalsynode setzte ein evangelisches Oberkirchencollegium ein, unter dessen Mitglieder Lasius gewählt wurde. Zugleich übertrug man ihm die Superintendentur der neu eingerichteten lutherischen Diocese Berlin. So gestaltete sich das Schicksal der so hart verfolgten Lutherkirche besser, als man vor einem Jahrzehnt hätte vermuthen können, und Lasius empfand deshalb innige Pietät vor Friedrich Wilhelm IV., die er und seine Gemeinde in den Revolutionsstürmen von 1848 bewährten. Als nach dem 18. März viele Prediger, unter ihnen F. W. Krummacher (der's freilich nachmals heiß bereut hat), das Kanzelgebet für den Prinzen von Preußen unterließen, gehörte Lasius zu denen, die jene Fürbitte ansprachen, obgleich er bedroht worden war, für diesen Fall „von der Kanzel heruntergeschossen zu werden“. Doch blieb Lasius unabhängig von Jedermann. Es gelang ihm, seiner Gemeinde einen inneren Halt zu geben, wie denselben wenige Gemeinden besitzen. Es gelang ihm, ihre Opferfreudigkeit anzuspornen, und so konnte ein umsängliches Grundstück in der Muenenstraße für Kirche, Schule und Pfarrhaus erworben werden. Am 11. October 1857 wurde die schöne Kirche, hinter der sich ein Saal für Versammlungen befindet, eingeweiht. Genau ein Jahr später erfolgte die Einweihung des Gebäudes der damals dreijetzt sechsklassigen Schule. Etwa gleichzeitig konnte der verehrte Mann das schöne Pfarrhaus beziehen, das ihm, seiner Gattin, geb. von Puttkamer, und seiner Tochter Raum genug bot, und als nachmals letztere heiratete, erlebte der greise Kirchenrath die Freude, daß das junge Paar in seinem Hause bleiben konnte. In seiner Gemeinde herrschte stets reges Leben. Neben dem Jünglingsverein und der Fürsorge des Seelenhirten für seine ehemaligen Confirmanden, wie neben seiner unermüdeten Thätigkeit als Schulinspector gewannen der gemischte Kirchenchor und der Männerchor der Gemeinde allgemeine Theilnahme. Wenige haben so sehr jedem Einzelnen in der Gemeinde nahe gestanden, wie Lasius, was um so höher anzuschlagen, als er einen guten Theil seiner Thätigkeit nach Außen wenden mußte. Der ehrwürdige Greis konnte das fünfzigjährige Jubiläum

seiner Ordination, das fünfundsamzigjährige der Einweihung seiner Kirche in Berlin feiern; auch erlebte er noch die Lutherfeier von 1883; das fünfzigjährige Jubiläum der Gründung seiner Gemeinde sollte er nicht auf Erden feiern.

Kürzere Nachrichten.

— Ein sehr erfreulicher Bericht liegt vor über das ev.-luth. Waisenhaus zu Addison, Ill., das einer aus 24 Gemeinden und Vereinen bestehenden Gesellschaft gehört, deren Delegaten alljährlich zu einer Generalversammlung zusammentreten, um über die Angelegenheiten der Anstalt zu berathen und zu beschließen. Dem bei der letzten Versammlung verlesenen Jahresbericht des Präses der Anstalt entnehmen wir folgende Angaben:

Es wurden aufgenommen 19 Kinder, von denen aber nur 15 eintraten, die anderen 4 wurden schließlich anderweitig in Familien untergebracht. Abgemiesen wurden wegen Mangels an Raum 31 Kinder. Ausgetreten sind aus der Anstalt 6 Kinder. Confirmirt wurden am Palmsonntag 11 Kinder, nämlich 7 Knaben und 4 Mädchen. Von den Mädchen dienen im Waisenhause 2, in Chicago 1, in Addison 1. Von den Knaben geht 1 auf das Progymnasium in Milwaukee, 2 sind zu ihren Vätern zurückgekehrt, und auf der Farm dienen in Addison 3, in Crete 1. Mit einigen wenigen Ausnahmen stehen die seit 11 Jahren confirmirten 61 Waisenkinder noch mit unserer lutherischen Kirche in Verbindung, halten sich zum Wort und Sacrament und sind auch keinerlei erhebliche Klagen über ihr Betragen eingegangen. Im Waisenhaus befinden sich demnach heute 102 Kinder, nämlich 58 Knaben und 44 Mädchen, von welchen 92 täglich zur Schule gehen. Der Gesundheitszustand der Kinder war in dem verfloffenen Jahre ausgezeichnet, und nur zweimal war der Besuch eines Arztes nöthig, so daß sich die Doctorkosten für das Jahr nur auf \$4 belaufen.

— Der schwedische Pastor Odén berichtet aus J o m a n „Aug. och Miss.“, daß, während er verreist war, seine Kirche, durch einen Blitzstrahl getroffen, ein Raub der Flammen geworden ist. Eine Familie, die im Unterbau der Kirche wohnte, und zwar gerade auf dem Ende, wo der Blitz niederfuhr, blieb unversehrt. Der Berichterstatter schließt: „Es that mir so wohl, als ich heute Morgen noch die Worte lesen konnte, welche über der Kanzel gemalt standen: „Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit.“ Ja, so ist es; das Kirchengebäude zwar war zerstört, aber nicht unser theures Evangelium, nicht unser lutherischer Glaube. Der Herr helfe!“

— Der Erzbischof von Santiago de Cuba hat jüngst in einer öffentlichen Rede u. a. folgendes ausgesprochen:

„Ich beklage, daß die Bischöfe und Pfarrer nicht die christliche Lehre predigen und lehren.“

Da stimmen wir ganz mit dem Herrn Erzbischof; wir beklagen auch, daß die papistische Klerisei des Papstes Lügen anstatt des reinen Evangeliums verkündigt, und dabei noch immer behauptet, bei ihr allein sei die Wahrheit.

— Zu K a m a t s u i in J a p a n, wohin das Evangelium durch Predigtamtsandidaten von Kioto gebracht worden war, wurden anfänglich die Christen heftig verfolgt, und wenn sie sich zum Gottesdienst versammelten, wurden sie von ihren heidnischen Nachbarn

mit Steinwürfen belästigt. Da sie sich aber nicht zur Wehre setzten, sondern die Feinde mit Sanftmuth überwandten und für sie beteten, wurden dieselben endlich müde. Die Steine aber, die zu einem ansehnlichen Haufen angewachsen waren, fanden bald beim Bau einer kleinen Kirche vortreffliche Verwendung, und im Laufe des vorigen Jahres hat die Gemeinde um ohngefähr 90 neue Mitglieder zugenommen.

Büchertisch.

Verhandlungen der vierunddreißigsten Versammlung der Deutschen evang.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten, gehalten zu Milwaukee, Wisconsin, vom 12. bis 14. Juni 1884. Milwaukee, Wis. 69 Seiten. Preis: 10 Cts.

Das ist, kürzer gesagt, unser diesjähriger Synodalbericht, wieder ein ganz stattliches Buch, das, auch rein buchhändlerisch betrachtet, mit zehn Cents zu billig verkauft wird. Wie unsere Leser wissen, ist das Stück christlicher Lehre, womit sich unsere Synode in den diesjährigen Lehrverhandlungen beschäftigte, die Lehre „vom Ansehen und Gebrauch der heiligen Schrift“. Ueber diese Verhandlungen bringt nun der Bericht ein ausführliches, 30 Seiten umfassendes Protokoll, von dem wir hoffen dürfen, daß es denen, die es mit Andacht lesen, großen Nutzen für ihr geistliches Leben gewähren wird. Was dann der Bericht sonst noch mitzutheilen hat, muß allen, denen das Wohl und Wehe unserer lieben Synode und das Werk des Reiches Gottes in derselben am Herzen liegt, von Interesse sein; und so erwarten wir denn, daß die Auflage bald vergriffen sein und die Synode zu der Ueberzeugung kommen wird, daß wir in Zukunft noch mehr Exemplare der Synodalberichte sollten drucken lassen. G.

Liturgische Monatschrift etc. von Friedrich Kochner, Pastor. Erste Serie, Nummer 2.

Diese Nummer der vor einigen Wochen hier angezeigten Monatschrift enthält einen vollständigen liturgischen Entwurf zur „Legung des Grundsteins einer Kirche“. Den noch übrigen Raum füllt ein „Gebet für Missionsfeste und Missionsstunden“, das gerade jetzt, wo die Zeit der Missionsfeste wieder herangekommen ist, vielen willkommen sein wird. Das Blatt ist zu beziehen von Rev. F. P. Merbitz, Box 58, Beardstown, Ill. G.

Ordination und Einführung.

Nachdem Herr Candidat Wilhelm Huth einen ordentlichen Beruf von der evang.-luth. Gemeinde zu Whitewater empfangen und angenommen hatte, ist derselbe am 10. Sonntag n. Trin., als am 17. August, durch den Unterzeichneten inmitten seiner Gemeinde ordinirt und eingeführt worden.

Gott setze ihn zum Segen für viele.

H. Bergmann.

Adresse: Rev. W. Huth,
Whitewater, Wis.

Einführung.

Im Auftrag des Herrn Präses Bading wurde am 9. Sonntag n. Trin. Herr P. Julius Badke in der St. Johannes-Gemeinde in Town Menace, Buffalo Co., Wis., unter Assistenz des Herrn P. D. Koch vom Unterzeichneten eingeführt.

Leider mußte Herr P. Badke gleich nach seinem Umzug eine schwere Heimsuchung erfahren, indem der Herr sein einjähriges Töchterchen nach nur dreitägigem schweren Leiden von hinnen rief. Ihr verblichener Leib wurde am 11. August christlich zur Ruhe bestattet, wobei P. Koch im Hause und Unterzeichneter am Grabe und in der Kirche amtierte.

B. P. N o m m e n s e n.

Adresse: Rev. J. Badke,
Arcadia, Trempealeau Co., Wis.

Missionsfest.

Vom schönsten Wetter begünstigt, feierte die Gnaden-Gemeinde zu Dshkosh am 9. Sonntag n. Trin. in ihrer schönen, geräumigen und festlich geschmückten Kirche ihr jährliches Missionsfest, am welchem sich die Schwester-Gemeinde der Ehrw. Synode von Missouri nebst ihrem Herrn Pastor, sowie die Schwester-Gemeinde von Vandhyne recht zahlreich betheiligte. Da dem Unterzeichneten der Auftrag geworden war, über innere Mission zu reden, so predigte derselbe am Vormittag über Matth. 9, 35.—38. Am Nachmittag hielt Herr P. Köt aus Morrison im Anschluß an Jesajas 60, 1.—3. einen sehr erbaulichen und anregenden Vortrag über Heidenmission. Die Collecte betrug \$71. Der Gesangverein der Gemeinde trug durch Vortrag passender Gesangsstücke viel zur Erhöhung der Feier mit bei. Tr. G e n s i t e.

Allgemeine Pastoral-Conferenz.

Nach der bei der letzten Synodal-Versammlung getroffenen Bestimmung wird diese Konferenz am 16. September, Dienstag Vormittags um 9 Uhr in Dshkosh beginnen. Den Lehrverhandlungen sollen zu Grunde liegen Thesen über „brüderliche Ermahnung“, von P. Vogel, und Thesen über „Mitteldinge“ von P. Reinsch. Die Predigt wird P. v. Rohr halten.

P. Domidat bittet diejenigen, welche ein Quartier begehren, ihm rechtzeitig davon Anzeige zu machen.

I. h. J ä k e l, Secr.

Conferenz-Anzeigen.

Die allgemeine Pastoral-Conferenz der Ehrw. Synode von Minnesota u. a. St. versammelt sich, s. G. w., vom 9.—11. September in der Gemeinde des Herrn P. W. Dreher bei New Prague. Gegenstand der Lehrverhandlungen: Die Lehre vom freien Willen. Referent: P. D. Hoyer. Katechese über's sechste Gebot von P. R. Schulze.

Rechtzeitige Anmeldung beim Pastor loci wird gewünscht. Abholung geschieht von New Prague an der Minneapolis und St. Louis Bahn.

E. G u t k n e c h t.

Die gemischte Pastoralconferenz des 3. Districts von Minnesota versammelt sich, s. G. w., vom 30. September bis 2. October bei Pastor. J. J. Müller, Willow Creek, Minn. J. G. A l b r e c h t.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XIX: Die Herren Pastoren, Gevers 27.30, und für Genz und Dhring 2.10; G. Denninger 35; Brühl 20.60; Hölzel, für Müller und Dins 2.10; Ehr. Köhler 9.50; Wunder 1.05; Herr Jürgis 9.10.

Jahrg. XVIII, XIX: Herr P. Vogel 1.25, 3; die Herren W. Runge und G. Rohde 4.20.

Jahrg. XVIII: Die Herren PP. Hinmenthal 5, Molbenhauer 1.05.

Jahrg. XVII, XVIII: Herr P. Kluge 31.75, 18.25.

Jahrg. XVIII, XIX, XX: Herr Prof. Höncke 2, 6, 1. I. h. J ä k e l.

Für das College in Watertown und für Professoren-Gehalt: Durch P. Jäkel, von Herrn P. Kremers \$14, Fr. Knospe \$2.50, vom werthen Jungfrauenverein der Gnaden-Gemeinde \$24; P. Thom, Coll. der Gem. zu Dosedale \$1.90; P. Löpel, von der Gem. zu Reedsville \$3.60, von der Gem. zu Eaton \$2.86; P. Hillemann sen. von der St. Lucas-Gem. in Howards Grove \$39, nämlich von Frau Habighorst, F. Martwardt je \$5, D. Kütz \$1.50, J. Bitter, J. Bull, G. Beck, J. Brecher, J. Daffow jun., J. Daffow, R. Dörge, Ch. Harber, G. Künz, J. Kulow, J. Dming, J. Schönrock, J. Schumacher, R. Specht, R. Schlichting, H. Schumacher, H. Wedepohl sen., J. Harber je \$1; G. Heidenreiter 75 Cts., G. Altschwager, H. Daffow, Hans Daffow, G. Damrow, R. Engelhardt, G. Erwein, G. Jacobs, G. Kohl, W. Habighorst, J. Harber sen., J. Rünne, J. Neber, Mutter Schlichting, H. Wedepohl jun., H. Westfahl je 50 Cts., J. Thiel, J. Daffow sen., J. Hamann, G. Kröger, R. Wunder je 25 Cts. P. Sauer sen. \$3.50; P. Hölzel \$20.15; P. Domidat, Theil der Missionsfestcoll. der Gnadengem. in Dshkosh \$40; P. Huth, von der Gem. in Whitewater \$5.25; Prof. Höncke, Coll. der Matthäusgem. \$14.

Für arme Studenten: P. Eickmann \$5; P. Hölzel, Coll. auf der Hochzeit des Herrn Haberfortn \$11.65; P. Haase, Coll. der Gem. in Fort Atkinson am 7. Sonntag n. Trin. \$8; P. Jäkel, Coll. \$12.

Für innere Mission: Durch P. J. J. Meyer, Gem. in Waterloo \$6.25, Gem. in Deerfield \$6.32, von Vater Friedrich in Beloit \$2.

Für die College-Orgel: P. Adelberg \$1; durch P. Jäkel, von den Herren Böttcher \$1, Brumder \$25, W. A. 35 Cts.; P. Joh. Gensite, von der Gem. in Appleton \$5.63.

I. h. J ä k e l.

Für den Kirchbau in Vandhyne: John Priglass in Milwaukee \$10, G. Wollaegeer \$5, G. Brumder \$10, L. Hafnermeister \$5, L. Krüger \$10, A. Bues \$4, W. Petermann \$2, J. Schröder \$5, H. Freischmidt 4, J. Buening \$2, P. Adelbergs Gem. \$6.05, P. Waldi u. f. w. Frauenverein \$8, P. Gensites Gem. \$12.

Gott segne die lieben Geber reichlich.

E. J ä k e l.

Für die Heiden-Mission: P. Körner, Coll. am 7. Sonntag n. Trin. \$9.20, Gnadengemeinde in Dshkosh, Theil der Missionsfestcollecte \$15; P. W. Dammann \$5.

E. D o m i d a t.